

FAMILIE

In großen Schuhen

Was bedeutet es für ein Kind, wenn der Vater oder die Mutter psychisch krank ist? In einer Hamburger Gruppe sprachen Jugendliche ein Jahr lang über ihre Sorgen, ihre Scham- und Schuldgefühle, für die sich sonst niemand interessiert. *Von Antje Windmann*

Zwei Dutzend Hände wühlen in einem Berg aus Postkarten. Nur ein großes Mädchen mit dunklen Locken wühlt nicht, sondern schiebt vorsichtig die Motive auf dem blauen Teppich hin und her. Johanna* beißt sich auf die Unterlippe, legt den Kopf schief, ihr Blick sucht den Boden ab. Dann entscheidet sie sich für eine Postkarte: ein Paar nackte Kinderfüße in schwarzen Damensandalen. Johanna nimmt das Bild und sieht auf. „Ich will nicht mehr in diesen Schuhen stecken“, sagt die 15-Jährige.

Das Mädchen neben ihr hat eine Figur aus Stein gewählt. Ein Junge hält eine Karte, auf der sich eine Familie umarmt, die Köpfe zusammensteckt und lacht.

Acht Jugendliche und drei Betreuer sitzen in einem Kreis auf dem Fußboden. Das Zimmer im Hinterhof einer Hamburger Beratungsstelle ist zugig, das Neonlicht kühl. Alle paar Minuten rattert eine S-Bahn vorbei. Es ist das erste Treffen der Auryn-Gruppe an diesem Montag im Oktober 2011. Der Name Auryn stammt aus dem Buch „Die unendliche Geschichte“ von Michael Ende. Er steht für ein Amulett, das Kraft und Mut schenkt, schwierige Aufgaben zu bewältigen. Die acht Jugendlichen sind gekommen, weil sie eine psychisch kranke Mutter haben oder einen psychisch kranken Vater. Und weil sie Hilfe brauchen.

Von nun an werden sie sich jeden Montagnachmittag treffen.

Am Ende der ersten Stunde stecken Johanna und die anderen ihre Postkarten in weiße Briefumschläge. Dazu legen sie Zettel, auf denen sie notiert haben, was sie sich von der Gruppe des Vereins SeelenNot e. V. erhoffen. Erst in einem Jahr werden sie die Kuverts öffnen.

Wer sich in diesem Jahr, immer montags, zu Johanna und den anderen setzte, erfuhr viel über das Leben der etwa drei Millionen Kinder in Deutschland, deren Mutter oder Vater unter anderem an Depressionen, an Persönlichkeitsstörungen oder an Schizophrenie leidet. Die Jugendlichen hatten zu Hause gelernt zu schweigen, sie öffneten sich erst nach und nach. Doch dann erzählten sie, wie sehr



Besucherin Johanna in der psychiatrischen Klinik: „Meine Mutter war wie ein Roboter, sie hat

* Alle Namen geändert.

sie sich schämen, dass ihre Mutter wochenlang im Bett liegt oder im Supermarkt unvermittelt losbrüllt. Oder dass der Vater mit Menschen spricht, die es nicht gibt. An keinem dieser Montage wussten die Kinder, was sie erwartete, wenn sie nach der Sitzung zu Hause die Tür aufschlossen.

Johanna lebt mit ihren Eltern und zwei Geschwistern in einem Vorort südlich von Hamburg. Die Straßen sind gefegt, moderne Häuser reihen sich aneinander. Vor vielen Eingängen parken Kombis, mit denen der Nachwuchs zum Ballett oder Hockey gefahren wird.



nicht mal gelächelt, als sie mich gesehen hat“

MANFRED WITT / DER SPIEGEL

Bei Johanna zu Hause dreht sich alles um ihre Mutter Marie*. Die 50-Jährige ist manisch-depressiv. Wann sie krank wurde, weiß die Tochter nicht genau. „Ich habe noch mit Barbiepuppen gespielt“, sagt sie, die Krankheit habe sich eingeschlichen. „Sie hat entweder im Bett gelegen oder ist nur rumgerannt und hat geschimpft. Sie war auch mal zur Kur, angeblich wegen ihres Rückens.“ Johannas rundes, weiches Gesicht wird ernst. „Und als ich vor vier Jahren aus der Schule kam, war sie plötzlich weg. Da hatte die Polizei sie abgeholt und in eine Klinik gebracht.“ Was an diesem Tag passierte, weiß Johanna bis heute nicht.

Seitdem ist ihre Mutter immer mal wieder in der Psychiatrie, oft wochenlang. Weil die Oma weit entfernt lebt und es keine anderen Verwandten gibt, übernimmt Johanna in dieser Zeit das Kommando: Morgens weckt sie ihre Geschwister, 12 und 13 Jahre alt, und stellt ihnen zwei Schalen Cornflakes hin. Nach der Schule – Johanna geht in die 10. Klasse eines Gymnasiums – schiebt sie Pizzen oder Pommes in den Ofen, zur Abwechslung eine Gemüsepfanne aus dem Tiefkühlfach, „damit sie auch mal Vitamine bekommen“. Dann kontrolliert sie die Hausaufgaben, saugt, wischt, macht die Wäsche. Fachleute haben für diesen Rollentausch einen Begriff geprägt: Parentifizierung. Jedes zweite Kind mit einem psychisch kranken Elternteil führt ein Leben in zu großen Schuhen.

„Ich habe auch mal einen Haushaltsplan aufgestellt, aber außer mir hat sich niemand daran gehalten“, erzählt Johanna. Irgendwann, am Ende des Tages, beugt sie sich dann über ihre eigenen Schulbücher.

Johannas Vater Georg* ist ein freundlicher Mann mit starken Händen. Der 51-Jährige hat drei Jobs, um das Haus abzahlen zu können – was bedeutet, dass er selten da ist. Wenn jemand Johanna fragt, was mit ihrer Mutter los sei, antwortet sie, es sei „nicht immer so ganz einfach“ mit ihr. „Wenn sie Krebs hätte, würde ich das vielleicht noch erzählen. Aber in der Psychiatrie – da sitzen doch nur total kranke Leute, die andere umbringen.“

Einige von Johannas Freundinnen wissen, was mit ihrer Mutter ist. „Aber nur die, von denen ich weiß, dass sie die Klappe halten können.“ Dennoch redet sie nicht oft mit ihnen über ihre Probleme. „Mitleid hilft mir nicht weiter“, sagt Johanna knapp.

Nur wenn ihre Mutter in der Klinik ist, lädt sie ihre Freundinnen zu sich nach Hause ein. Dann muss sie nicht fürchten, dass die Mutter kichernd oder brüllend durch die Wohnung läuft. „Und dann müssen wir nicht aufpassen, ob sie abhaut und was anstellt“, sagt Johanna.

Es sind einige Wochen vergangen in der Aurn-Gruppe. Herbstregen prasselt auf den Asphalt. Die Jungs stehen am Kicker, die Mädchen vergleichen ihre Rituale, wie sie Doppelkekse mit Schokolade essen. Sie kuren diese zur besten Variante: erst den Deckel abnagen, dann die Schokolade, dann die Unterseite.

Johanna kommt zu spät. Vergebens versucht sie, ihre Traurigkeit wegzulächeln. Ihre Mutter ist mal wieder in der Klinik. Vor zwei Tagen hat Johanna sie besucht. In einem langen, kahlen Flur sind die beiden aufeinander zugeschli-



Postkarte in Johannas Händen
Saugen, wischen, Wäsche waschen

chen. „Sie war wie ein Roboter. Sie hat nicht mal gelächelt, als sie mich gesehen hat“, sagt Johanna.

Es ist still. Alle hocken auf ihren Sitzkissen und haben ihre Augen auf Johanna gerichtet. Sie haben sich darauf verständigt: Wer die größte Not hat, soll den meisten Raum bekommen. Johanna vermutet, dass die Mutter wegen ihrer Medikamente so apathisch war. „Zu Hause nimmt sie die ja nicht.“ Das Mädchen senkt den Blick, schaut auf die Socken, die unter den Zehen schon dünn sind. „Dabei gucke ich morgens immer. Aber sie hat mich schon oft gelinkt. Dann hatte sie die Tabletten einfach weggeschmissen, statt sie zu schlucken.“

Gruppenleiterin Ortrud Beckmann, eine kleine Frau mit dunklem Bob, weiß, dass viele psychisch Kranke nicht einsehen, was mit ihnen los ist: „Könnte es sein, dass deine Mutter gar nicht glaubt, dass sie krank ist?“, fragt sie. Johanna senkt wieder den Kopf, nickt. „Dabei sagen ihr das alle. Sogar die vom Jugendamt waren schon da und haben ihr erklärt, dass wir eine Mutter brauchen.“ Wieder ringt sie sich ein Lächeln ab. „Aber was soll's. Ist mir auch alles egal“, sagt sie. Als wolle sie auf keinen Fall riskieren zu weinen.

Ortrud Beckmann wagt einen zweiten Anlauf. „Was wünschst du dir denn von deiner Mutter?“, fragt sie. „Wenn man immer wieder was versprochen bekommt, aber nichts passiert, dann wünscht man

sich nichts mehr“, pariert Johanna die Frage. So richtig glauben mag ihr das niemand.

Fast alle Jugendlichen sind wie Johanna auf Initiative ihres gesunden Elternteils in der Gruppe. Einige leben wie sie hinter der schmunzenden Fassade eines Einfamilien- oder Reihenhauses; sie tragen Trendklamotten, besitzen ein Smartphone, sind bei Facebook. Andere wohnen im Hochhaus und kommen jede Woche in derselben Jogginghose zu den Treffen.

Ortrud Beckmann versucht herauszufinden, was die Teenager über die Krankheiten ihrer Eltern wissen. Traumata, Angstzustände, Verfolgungswahn – ein Mädchen kennt die Leiden seiner Mutter nur aus den Packungsbeilagen der Medikamente. Nie hat ein behandelnder Arzt mit ihm gesprochen.

Johannas Mutter zeigt ihrem Mann keinen Arztbrief. Sie lässt nicht zu, dass er mit ihren Ärzten spricht, sie zu Terminen begleitet. „Wir haben uns zusammengebeamt, was sie hat“, sagt der Vater.

Das Verständnis für psychisch kranke Menschen wächst in der Gesellschaft allmählich. Verständnis für die Sorgen ihrer Familien gibt es bislang kaum. Das liegt schon daran, dass die meisten Psychiater nur auf ihren Patienten schauen. Sie übersehen, dass vor ihnen auch Mütter oder Väter sitzen, deren Kinder womöglich Hilfe brauchen. „Wenn überhaupt, werden die Partner als Angehörige wahrgenommen. Aber aus Datenschutzgründen werden sie nur aufgeklärt, wenn der Patient damit einverstanden ist“, klagt Silke Wiegand-Greife, Leiterin des Forschungsprojekts „Kinder psychisch kranker Eltern“ am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

In einer Studie haben die Psychologin und ihr Team nachgewiesen, wie wichtig es für die seelische Gesundheit der Kinder ist, dass sie wissen, was ihrer Mutter oder ihrem Vater fehlt; welches Verhalten zu der Krankheit gehört und was die Zukunft bringen wird. „Viele Eltern glauben, dass sie ihre Kinder schützen, wenn

sie ihnen nicht die Wahrheit sagen“, sagt Wiegand-Greife. Das sei ein fataler Irrtum, denn Kinder verstünden, dass etwas nicht in Ordnung sei. „Was sie sich dann in ihrer Phantasie zusammenreimen, ist viel schlimmer als die Realität.“ Die Folge: Die Krankheit von Mutter oder Vater macht auch die Kinder krank. Laut Silke Wiegand-Greife sind fast die Hälfte aller betroffenen Töchter und Söhne selbst psychisch auffällig. Die Jungen werden eher aggressiv, die Mädchen verstummen.

Welche Spuren die Erkrankungen von Eltern hinterlassen können, wird an einem Montag im Dezember deutlich. Draußen ist es dunkel, die Therapeutin hat das Licht nicht angeknipst. Johanna und die anderen liegen auf dem Boden, eingehüllt in Fleecedecken. In der Dunkelheit fällt es ihnen leichter preiszugeben, wie sie sich fühlen. Ein Mädchen erzählt, dass es sich heimlich ritzt. Ein anderes berichtet, dass es sich mit den Leuten am Bahnhof inzwischen wohler fühlt als in der Familie. Ein ganz in Schwarz gekleideter Junge erzählt später, schon mal auf dem Fensterbrett gestanden, in die Tiefe geschaut und überlegt zu haben zu springen: „Da war mir alles zu viel.“

Sein Vater, von Beruf Altenpfleger, sei depressiv, sagt der Junge. Seine Mutter habe eine Persönlichkeitsstörung. Manchmal habe sie ihn eingesperrt oder tagelang ignoriert. Aber immerhin, im Gegensatz zu Johannas Mutter sehe sie ein, dass sie nicht gesund sei.

Ein Besuch bei Johanna zu Hause. Marie F. sitzt am Esstisch. Sie trägt Jeans, ein Shirt mit Blümchenmuster und eine lange silberne Kette um den Hals. Sie ist sehr gepflegt, wirkt sympathisch. Johanna und ihre beiden jüngeren Geschwister haben sich in ihre Zimmer im oberen Stockwerk verkrochen.

„Das hat viel mit den Wechseljahren zu tun“, schildert Marie F. mit ruhiger Stimme ihren Zustand und lächelt. „Erst war ich unglaublich müde. Dann habe ich falsche Medikamente bekommen, Antidepressiva. Durch die bin ich erst in die Manie gerutscht.“ Dagegen habe sie wieder Medikamente bekommen, die sie nicht vertrage. „Ich kriege von diesen ganzen Mitteln dicke Füße und unglaublich viel Hornhaut. Ich sehe dann richtig verunstaltet aus.“ Dabei sei so eine Hypomanie doch nichts Schlimmes.

Marie F. ist sehr überzeugend, wenn sie ihre Geschichte erzählt. Wohlsortiert, ein bisschen jovial, rundheraus. Dann kommt sie auf ihren Mann zu sprechen. „Wenn der nicht immer sofort die Polizei gerufen hätte, wäre auch nicht alles so schiefgelaufen“, sagt sie. Aber ihr Arzt sehe das ganzheitlicher, glücklicherweise. „Der sagt immer: Frau F., Ihnen helfen die besten Medikamente nichts, wenn Sie



MANFRED WITZ / DER SPIEGEL

Auryn-Gruppe bei einer Übung in Hamburg: Jungen werden aggressiv, Mädchen verstummen



Gruppenteilnehmer, Zeichnung eines Jungen, Therapeutin Beckmann: Sie müssen so sehr auf die Gefühle ihrer Eltern achten, dass sie ihre

Ihr Leben nicht ändern.“ Marie F. macht eine bedeutungsvolle Pause. „Und er hat recht. Mir ginge es viel besser, wenn mein Mann endlich ausziehen würde. Der interessiert sich nur für seine Arbeit, und der ...“, sie sucht nach Worten, „ist manchmal einfach so banal.“

Was Johannas Mutter nicht erzählt: dass sie ihren Kindern krude Geschichten über Kontakte zur Unterwelt erzählt, die sie angeblich hat. Dass sie das Auto ihres Mannes demoliert und seine Kleider weggeschmissen hat. Dass sie behauptet hat, er wolle sie vergiften.

Aus dem Flur ist zu hören, dass jemand die Tür aufschließt. Johannas Vater kommt nach Hause. Er trägt einen Blauermann und sieht sehr müde aus. Er nickt seiner Frau kurz zu und geht gleich nach oben zu seinen Kindern.

Wird ein Mensch psychisch krank, quält die Familie oft die Frage: Wer hat Schuld? „Meine Oma behauptet, dass mein Vater schuld ist“, sagt Johanna. Sie schüttelt verständnislos den Kopf. „Und mein Vater macht meine Oma verantwortlich.“ Johanna gab lange Zeit sich selbst die Schuld. Und weil das fehlende Geld ein stets wiederkehrendes Thema zwischen Vater und Mutter ist, dachte sie manchmal: „Na toll, und du liegst ihnen auch noch auf der Tasche und brauchst Anziehsachen, Schulbücher und so. Manchmal habe ich mir deshalb zu Weihnachten nichts mehr gewünscht.“

Als die Jugendlichen in der Aurn-Gruppe über die Schuldfrage diskutieren, ergreift ein Mann das Wort. Gemeinsam mit Ortrud Beckmann und einem Psychotherapeuten betreut er die Teenager. Sebastian Schlösser, 35, ist von Beruf Theaterregisseur und wie Johannas Mutter manisch-depressiv. Er war selbst wochenlang in der Psychiatrie und hat ein Buch für seinen Sohn geschrieben, in dem er ihm erklärt, wie schwierig es ist, mit einer „Meise“ fer-

tig zu werden*. „Also, so viel ist klar: Dass ich krank bin, daran ist niemand schuld“, sagt Schlösser laut in die Runde. Sofort verstummt die Diskussion. Alle schauen ihn an, als hätten sie in den vergangenen Monaten vergessen, dass er krank ist.

Johanna findet als Erste die Sprache wieder. „Aber warum bist du so normal?“, fragt sie. „Weil ich gut auf meine Medikamente eingestellt bin und sie immer nehme“, antwortet Schlösser und erklärt den Jugendlichen, dass psychische Leiden auch etwas mit Genetik und Stoffwechselprozessen zu tun haben können.

Am ersten Montag nach den Weihnachtsferien erzählt die Gruppe zunächst von den Feiertagen. Ein Mädchen darf seine Mutter nur in Anwesenheit eines Betreuers sehen – doch der hatte in den Ferien keinen freien Termin. Ein anderes ist den Tränen nahe, weil der Vater behauptet, er habe keine Kraft mehr, seine Tochter zu sehen. Johannas Mutter war Weihnachten nur einen Tag zu Hause. „Es war ganz okay. Ich schätze, sie kommt im Februar aus der Klinik raus“, sagt sie seltsam lässig. Dann schiebt sie kleinlaut einen Satz hinterher: „Am Anfang habe ich gedacht, ich würde sie nicht vermissen, aber jetzt vermisste ich sie doch.“

Das ist Johannas Dilemma: Ist ihre Mutter da, geht es ihr nicht gut. Ist ihre Mutter in der Klinik, geht es ihr nicht besser. „Der beste Zustand ist eigentlich, wenn sie zu Hause ist und ihre depressive Phase hat und im Bett liegt. Dann ist sie zwar da, aber richtet nichts an“, sagt Johanna.

An diesem Tag scheint ihr aber noch etwas auf der Seele zu liegen. Johanna pult an ihren Fingern, sieht niemanden an, als sie sagt: „Ich erzähle hier so viel, aber ich gehe nie mit einer Lösung nach Hause.“ Die Therapeutin Beckmann setzt

sich neben sie. „Wir können eure Probleme auch nicht lösen“, erklärt sie ihr. „Wir können nur an eurer Haltung arbeiten und ein paar Strategien entwickeln, wie es euch mit bestimmten Situationen bersergeht.“ Johanna ist deprimiert. Sie schleudert die Worte heraus: „Mein Vater sagt auch immer, ich soll abschalten. Aber ich weiß nicht, wie das geht.“ Die anderen raten ihr, sich aufs Bett zu legen, Musik zu hören oder Mangas zu zeichnen. Johanna zuckt mit den Achseln. Dann geht sie in die Küche, Kekse essen.

Ortrud Beckmann bittet die Gruppe, jeder möge seine Gefühle aufschreiben. Gemeinsam schauen sie danach auf 40 Begriffe. Auf zehn weißen Karten steht „Wut“ oder „Hass“, auf jeweils drei Karten „Traurigkeit“, „Enttäuschung“ und das Wort „Schmerz“. Den Begriff „Angst“ hat keiner aufgeschrieben.

„Gibt es nichts, wovor ihr Angst habt?“, provoziert Beckmann. Sie weiß, dass alle so konditioniert sind, auf die Gefühle ihrer Eltern zu achten, dass sie ihre eigenen nicht mehr richtig lesen können. „Ich habe Angst vor den Anrufen, dass es meinem Vater wieder schlechtgeht“, bekennt ein Junge. „Ich frage mich manchmal, ob meine Mutter mir das vererbt hat“, sagt Johanna. Andere nicken. „Jeder kann jederzeit psychisch krank werden“, erklärt Beckmann, „weil er verunglückt ist oder überfallen wurde. Aber ja: Auch ein depressiver Vater oder eine manische Mutter kann krank machen.“

Etwa 60 Prozent der Kinder von psychisch Kranken entwickeln in ihrem späteren Leben selbst ein psychisches Leiden. Besonders gefährdet sind Kinder von Patienten mit Persönlichkeitsstörungen oder Schizophrenie. Feste Bindungen zu gesunden Erwachsenen, sei es zu dem anderen Elternteil, zu einer Tante oder einer Nachbarin, geben den Kindern Halt. Beckmann vermittelt deshalb Patenschaften.

* Sebastian Schlösser: „Lieber Matz, Dein Papa hat 'ne Meise“. Ullstein Verlag, Berlin; 240 Seiten; 18 Euro.



FOTOS: MANFRED WITT / DER SPIEGEL

eigenen nicht mehr lesen können

An einem Montag im April ist Johanna auf dem Tiefpunkt. Ihre Mutter ist noch nicht lange vom letzten Klinikaufenthalt zurück, und das Drama beginnt wieder von vorn. „Sie lacht wieder vor sich hin und benimmt sich wie eine 13-Jährige“, berichtet die Tochter. Neuerdings trage die Mutter auch „so Nuttenstiefel“, Overknees. Johanna will mit der Betreuerin ihrer Mutter reden, damit sie wieder in die Klinik komme. „Dabei müsste ich jetzt echt was für die Schule tun“, sagt sie.

Seit diesem Frühjahr wissen Johannas Lehrer von ihrer Situation. Eines Tages war sie nach dem Unterricht sitzen geblieben, bis alle anderen weg waren. Dann vertraute sie sich ihrem Klassenlehrer an. „Sie sagte, dass sie es mit dem Haushalt und der Schule nicht mehr schafft“, erinnert der sich. Kurz darauf sei er am Telefon Zeuge geworden, was Johanna und ihre Geschwister zu Hause erleben. „Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, um mit mir reden zu können. Draußen tobte und brüllte die Mutter. Johanna wollte schnell auflegen, um ihre Geschwister zu beschützen.“

Auf der Suche nach einer Lösung für Johanna und ihre Geschwister wendet sich der Lehrer an die Therapeutin Beckmann. Die beiden beschließen, sich mit Mitarbeitern des Jugendamts zusammenzusetzen. Es dauert Wochen, bis es zu einem Treffen kommt. Zuvor wird Johannas Mutter mit richterlichem Beschluss in die Psychiatrie eingewiesen. Sie hatte sich bis zuletzt dagegen gewehrt.

Nach all den Jahren ist die Geduld von Johannas Vater im Sommer am Ende: Lange hat er versucht, seine Familie zusammenzuhalten. Doch nun will er die Scheidung – und das alleinige Sorgerecht für seine Kinder. In den folgenden Wochen werden Johanna und ihre Geschwis-

ter mehrfach von einem Richter angehört, wo sie leben wollen. Sie entscheiden sich für ihren Vater, einstimmig.

Johanna berichtet davon beim letzten Gruppentreffen. Es sind nicht mehr alle Teenager dabei. Ein Mädchen wollte partout nicht über sich sprechen. Ein Junge lebt nun in einer betreuten Wohngemeinschaft am anderen Stadtende. Der Junge, der schon mal auf der Fensterbank stand, fragt, ob seine Schwester bei der nächsten Auryr-Gruppe mitmachen könne.

Doch Ortrud Beckmann kann ihm keine Hoffnung machen. „Es wird erst mal keine Gruppe mehr geben“, sagt die Therapeutin. Sie wirkt niedergeschlagen, ihr und ihren Mitstreitern ist die Puste ausgegangen. Sie haben keine Kraft mehr, um neue Spenden zu werben.

Es ist das Schicksal vieler sozialer Projekte. Doch in diesem Fall ist es umso gravierender, weil es bundesweit keine frühen und regulären Hilfen für die Kinder von psychisch kranken Menschen gibt. Erst wenn deren Töchter und Söhne verwahrlosen, wenn sie unterernährt sind oder die Schule schwänzen, greift der Staat ein.

Beckmann will von ihrem Kummer ablenken. Sie hält einen Stapel Umschläge hoch. „Stimmt“, ruft Johanna, „daran hatte ich gar nicht mehr gedacht.“ Sie trennt ihren Umschlag auf, zieht die Postkarte mit den kleinen Füßen in großen schwarzen Sandalen heraus. Sie faltet den Zettel auseinander, auf dem sie notiert hat, was sie sich von dem Jahr mit der Gruppe wünscht. „Dass ich versuche, mit meiner Mutter klarzukommen und weiterhin ihre Krankheit zu akzeptieren“, liest sie vor.

Dann lächelt sie und schaut auf das Jahr zurück. Sie hat viel geschafft: über ihre Gefühle zu sprechen und wieder Wünsche zu entwickeln, die sie selbst betreffen. Sie will ein gutes Abitur machen und danach studieren. Und sie hat gelernt, dass man niemandem seine Erkrankung vorwerfen kann – den Umgang damit aber schon.

Wochen später. Das Gericht hat entschieden, dass Johanna und ihre Geschwister beim Vater bleiben. Für die Mutter soll ein Platz in einem betreuten Wohnprojekt gefunden werden. Das Jugendamt wird der Familie eine Haushaltshilfe stellen. Zweimal die Woche soll sie kommen. Johanna hätte ihre Mutter zwar lieber bei sich. „Aber so ging es wirklich nicht mehr weiter“, sagt sie.

Johanna hat sie in der Klinik besucht, um ihr die Neuigkeiten „schonend beizubringen“. Sie haben sich an einen Tisch in der Klinik-Cafeteria gesetzt. Dann hat Johanna sie gefragt, ob sie weiß, warum das alles so gekommen ist. „Als von ihr nichts kam, habe ich gesagt: ‚Weil du krank bist, Mama.‘“ Johanna strahlt. „Und dann hat sie mich angeguckt und endlich mal ‚Ja‘ gesagt.“ ♦